

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915 * Nr. 24

Selbst gerichtet.

den Aufzeichnungen eines Mittämpfers in den Befreiungskriegen.

Von M. Voebell.

(Nachdruck verboten.)

Die Schlacht von Waterloo hatte am 18. Juni 1815 stattgefunden, aber obgleich die vereinigten Preußen und Engländer die Franzosen vernichtend geschlagen hatten, mußten sie noch eine Anzahl kleinerer Kämpfe bestehen, bevor sie Paris zu erreichen vermochten. End- waren die Verbündeten am 6. Juli vor der französischen Hauptstadt angelangt, und nachdem eine Anzahl Versprengter noch eingefunden hatte, stand das ostpreussische Infanterie- ment Nr. 4, in dem ich als Leutnant diente, am 7. Juli in der Gegend der Vorstadt Pantin. Mit Ungeduld erwarteten die Truppen den Einmarsch in Paris, aber noch manche Stunde verging bis dahin. Nachdem der Einzug erfolgt war und auf dem Place Ludwigs XV.

nehmen Stile erbaut war und aus einem Mittelteil und zwei Seitenflügeln bestand; davor breitete sich ein geräumiger Hof aus, durch dessen grasbewachsene Fläche sich ein Fußsteig nach einer Tür in einem der Flügel hinzog. Das Tor war verschlossen.

Nach mehrmaligem Läuten erschien eine alte Frau, die jedoch bei dem Anblick fremder Soldaten erschrocken lehrte machte und wieder verschwand. Mein ungestümes Pochen an dem Tor rief sie abermals heraus und veranlaßte sie schließlich, nach unserem Begehre zu fragen. Aber es schien unmöglich, ihr begreiflich zu machen, um was es sich hier handelte, und als dieses endlich gelungen war und sie uns nun auf jede mögliche Weise abzufertigen versucht hatte, lief sie endlich mit verstörter Miene ins Haus zurück.

Schon fing der Abend an zu dämmern und wir standen noch immer auf der Straße, hungrig, durstig und müde bis zum Umfinken. Mein Diener Gudatis schimpfte in seiner litauischen Heimatssprache, und auch ich geriet allmählich in eine gelinde But, bis wir endlich den Hausflur sich erhellen sahen, worauf die

Alte heraustrat, das Tor öffnete und uns mit etwas größerem Entgegenkommen einzutreten nötigte. Das Quartierbillet lautete auf Herrn de Brancailles und ich erhielt auf meine Frage nach dem Haus- herrn zur Antwort, daß er sich unpäßlich befinde und nicht zu sprechen sei. Wir stiegen eine breite Treppe hinauf; die Alte führte uns, in dem sie mit einer Kerze vorleuchtete, über einen Korridor, und öffnete



Das deutsche Feldlazarett und Verwundeten-transportstelle in Vignelles.

Die Paradenstadt liegt in dem heilumstrittenen Winkel, den die deutsche Kampffront bei St. Mihiel bildet; in der Voivre-Schlacht fanden hier zahlreiche Verwundete zusammen.

bann nicht ohne Schwierigkeit eine hohe Flügelstür, die in eine Reihe prächtiger, aber in veraltetem Geschmack ausgestatteter Zimmer führte.

„Hier, mein Herr,“ sagte sie, das Licht niederlegend, „diese Räume stehen zu Ihrer Verfügung!“ und mit den Worten war sie auch verschwunden.

Wir sahen uns verwundert und kopfschüttelnd an. Während dann mein Diener sein Gepäck ablegte, sein Gewehr mit ostpreussischer Ernsthaftigkeit einer das Zimmer zierenden Statue des Apollo in den Arm stellte und seinen Tschako einer schallhaft blidenden Venus auf den Kopf setzte, fing ich an, die Lokalitäten genauer zu untersuchen. Das einzelne Licht erhellte spärlich den weiten und hohen Raum und die matte Beleuchtung vermehrte noch den Eindruck der Veröddung und Ungemütlichkeit, obgleich die Zimmer herrlich möbliert und, wie es schien, zum Gebrauch eingerichtet waren. Mein Bursche durchschneit die uns zur Verfügung stehende Kerze, und das eine Stück auf einem Pfeilerstisch des ersten Zimmers befestigend, durchsuchte ich mit der anderen Hälfte die übrigen. Am Ende einiger großartig eingerichteter Gemächer befand sich ein prächtiges Schlafkabinett, vollständig mit dem nötigen Inventar versehen. Aber alles trug Spuren von langer Verlassenheit und fast absichtlicher Vernachlässigung. Spinnweben bedeckten die Studverzierungen der Decke und die Vergoldungen der in altmodischem Geschmack gehaltenen Wände. Die kostbaren, bis an die Decke reichenden großen Spiegel waren fast alle schadhaft, und die schwerseidenen Bezüge der Ottomane und Sessel zeigten hie und da Löcher, die mehr durch Gewalt als durch die Wirkung der Zeit entstanden zu sein schienen. Wer weiß, dachte ich bei dieser Betrachtung, wie hier die Stürme der Revolution gehaust haben mögen, und schon war meine Phantasie geschäftig, mir die Schreckensszenen jener Zeit vorzumalen, als die alte Wirtin, ein Tablett mit Flaschen und Gläsern in der Hand, hereintrat, während ein ältlicher Diener mit kalten Speisen folgte. Meines Burschen Züge begannen sich zu erheitern und von dem Lager aufspringend, das er sich von den Polstern eines Sofas in einer Zimmerecke bereitet hatte, half er jetzt mit ungeschickter Eile den Tisch herrichten. Nachdem die Alte sich über die mangelhafte Bewirtung im Namen des Hausherrn mit der plötzlichen Überraschung entschuldigt hatte, wünschte sie uns guten Appetit und angenehme Ruhe. Unsere Mahlzeit war leidlich; besser noch mundete uns der Wein, und nachdem wir tüchtig gespeist hatten, gab es für uns nichts Wünschenswerteres als den Schlaf, der uns denn auch bald in seine Arme nahm.

Am folgenden Tage ließ ich dem Hausherrn meinen Besuch anmelden, der auch nicht zurückgewiesen wurde, obgleich Herr de Brancailles, nach der Versicherung der Alten, sonst ungern mit fremden Personen verkehrte. Es war ein bejahrter Mann, groß und hager. Die stark gezeichneten Züge mochten Zeit und Ungemach noch schärfer ausgeprägt haben, und die gebeugte Haltung des Kopfes, den wenige graue Locken umgaben, half den ernstesten Eindruck vollenden, den die ganze Erscheinung des Mannes und seine Umgebung machen mußte. Gleichwohl empfing er mich freundlich, als ich demnach erwartet hatte. Ich fand ihn von der politischen Lage seines Vaterlandes wohl unterrichtet, auch war er ziemlich frei von den Vorurteilen seiner Nation. Am meisten war mir der wenig verhehlte Haß auffallend, den er gegen Napoleon zeigte und der zuletzt in schmerzlich trüben, vielleicht durch bittere Erinnerungen geweckten Ernst überging, so daß ich es am passendsten hielt, meinen Besuch abzubrechen.

Der Mann hatte mein ganzes Interesse erregt. Sein Alter und die Zeiten, welche er durchlebt, ließen mich vermuten, daß ihm ungewöhnliche Schicksale begegnet sein mußten, und er zog mich mit derjenigen Teilnahme an, die man bei Personen, die viel erfahren haben, meist empfindet. Obgleich es mir in der Folge gelang, sein Zutrauen zu gewinnen, so blieb mir doch seine Vergangenheit immer noch unbekannt, ja, es schien, als wenn sich sein Inneres bei einer Hindeutung schmerzlich zusammenziehe und verschließe. Als ich einst die Frage an ihn richtete, ob er dieses Haus schon vor der Revolution bewohnt habe, antwortete er, daß er es erst seit einigen Jahren besitze, indem er es von einem Bruder, der es kurz nach der Revolution angekauft, geerbt hätte. Es fiel mir hierbei auf, daß er das Hauptgebäude mit fast ängstlicher Scheu umging, und als ich ihn fragte, wie es komme, daß er das weitläufige Haus mit nur einer Wirtin und einem Diener bewohne, antwortete er nach einigem Nachdenken:

„Diese kleine Wohnung zu ebener Erde, welche mir genügend Luft und Sonne gewährt, ist meinem Alter und Bedürfnis angemessen. Mieter würden mir nur Unruhe und Ungelegenheit verursachen, die meiner Stimmung wenig zusetzen, und so zog ich denn vor, meine Einsiedelei hier aufzuschlagen; ich habe nichts geändert und alles so gelassen, wie ich es eben fand.“

„Das erklärt es freilich“, nahm ich von neuem das Wort, „wie so vieles, was in der oberen Etage wahrscheinlich die Spuren wilder Vorgänge trägt, in seiner Zerstörung geblieben ist.“

„Sie sagen mir da etwas Neues“, entgegnete Brancailles lebhafter als gewöhnlich. „Es kann wohl sein, daß da oben wenig geschont ist. Die Luft jenes Hauses ist aber so ungesund für mich, daß ich mich niemals näher mit seinem Inneren bekannt gemacht habe.“

„Wie?“ rief ich mit Verwunderung, „Sie waren nie oben?“

„Nein!“ erwiderte er mit barocker Stimme, „außer meinem Leben! — Aber früher, vor langer, langer Zeit, das kann für Sie, mein Herr, kein Interesse besitzen!“

Unser Gespräch fand in der Laube des schön gelegenen Gartens statt, und nachdem er die letzten Worte geäußert, stand er von der Bank auf und ging mit starken Schritten Kastanienallee hinunter; als er dann zurückkam, hatte den Mut, das Gespräch wieder anzuknüpfen, das ihn aufzuregen schien. Die Lebensweise des Mannes war Beziehung die denkbar einfachste. Er ging nur aus, um am Abend ein Stündchen im Garten des Luxemburg zu nieren. Auch kamen nur wenige Leute ganz eigener Art, es waren dieses Personen, die wie die Trümmer verschwundenen Zeit aussahen, Veteranen der Revolution, die bereits ein reifes Alter erreicht haben mußten, als jene über sie kamen, in denen sie ihr ganzes Lebensglück verloren haben schienen; gramgebeugte Gestalten, die sehr oft Spuren edlen Anstandes trugen.

Das schöne, selbstbewusste Aussehen der deutschen nicht minder ihre kriegerische Haltung und ihre treffliche waren ihm aufgefallen. Er sprach mit Lob und Verständnis.

„Ich habe“, setzte er hinzu, „Ihre Nation stets geschätzt, glaube sie nicht besser ehren zu können, als wenn ich sie Nation nenne, rein von den Lasten des Hasses und der sucht, die die Geschichte so manches andern Volkes Leidenschaften, zu denen das deutsche Volk von allen Europas am wenigsten hinzuneigen scheint.“

„Ich habe“, entgegnete ich lächelnd, „noch niemals nachgedacht; dürfte es aber erlaubt sein, von dem Ganzen einzelnen zu schließen, dann glaube ich freilich in mir selbst Anlage zu Regungen solcher Art zu empfinden!“

„Wünschen Sie sich Glück dazu, mein junger Freund, mir der Alte mit Lebhaftigkeit in die Rede, „danken für diese glückliche Naturanlage! Und was Ihnen auch an Lebenswege bestimmt sein möge, hüten Sie sich, den findungen des Hasses und der Rachsucht jemals Raum zu lassen. Es sind entsetzliche Leidenschaften, um so entsetzlicher, menschliche Egoismus sie stets mit den trüffigsten Grüns unterstützen weiß. Glauben Sie mir,“ fuhr er aufseufzend, „die innigste, bitterste Reue vermag nicht die Taten des Hasses ungeschelhen zu machen, noch ihre Erinnerung eigenen Herzen zu tilgen, und diese Leidenschaft wendet, sie das Leben vergiftet hat, ihren Stachel gegen das Herz.“

Trotz dieser trüben Betrachtungen gab es doch Aus- wo ihn eine seltsame Begeisterung zu ergreifen schien. Tages vernahm ich, daß Napoleon sich nach den nord- nischen Freistaaten begeben wolle, und bei der Mittags- zählte ich ihm davon.

„Nimmermehr“, rief er mit Heftigkeit, „würde man ohne weiteres aufnehmen. Der Himmel wolle es verhüten, doch noch ein Land auf der Erde bleibt, wo die heilige ihre Tempel zu bauen vermag. Europa, das unglückliche war nicht würdig, diesen himmlischen Gast zu schützen!“ Diese Worte mit unbefreiblichem Ausdruck, wobei ein Feuer seine Züge belebte. „Wundern Sie sich nicht, mein Freund“, fuhr er fort, „daß mein vertrocknetes Auge Gedanken an längst aufgegebenen Ideale sich mit Tränen Sehnucht füllt. Ach, wenn Sie wüßten, wie viel ich in Irrtümern gelitten habe, worin blinde Willkür und der brauch der Macht mein unglückliches Vaterland gestürzt.“

Derartige Äußerungen, welche sich in meinem täglichen gange mit Brancailles oft wiederholten, hatten mein an dem Alten immer mehr erhöht, nicht minder auch meine langen verstrickt, etwas Näheres aus seinem Leben zu erfahren. Er mochte dieses schon lange vermutet haben, denn als zu der gewohnten Stunde kam, ihn zu einem Spaziergange zuholen, ihn jedoch etwas angegriffen fand, sagte er:

„Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, um auszugehen, ich hatte bereits die Absicht, Sie einzuladen, den heutigen bei mir in meinem Garten zuzubringen.“

Ich willigte freudig ein und mit mir mit Nahrung drückend, sagte er:

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie auf Ihren gewohnten Spaziergang mit altem Mann zuliebe verzichten wollen, ist nun um so mehr meine Pflicht, Ihnen das Opfer zu bringen, indem ich auf andere Weise zu Ihrer Unterhaltung beizutragen. Längst glaube ich den Wunsch, etwas aus meinem Leben in Ihren Augen gelesen zu haben. Ich wartete nur auf die willkommene Stunde zu einer solchen Mitteilung. — „Marton“, sagte er zu der alten Wirtin, „trage einige“

in die Kastanienlaube, und Sie, mein werter Freund, be-
Sie mich dahin."

dem wir daselbst Platz genommen hatten, begann Bran-

entstamme einer alten, einst angesehenen Familie in der
me. Mein Vater war der ärmste Edeldmann in der Provinz,

troß aller Anstrengungen, sich emporzuarbeiten, blieb.

vor war er unablässig bemüht, das kleine und unfrucht-

besitzum anzubauen, das seine Vorfahren auf ihn vererbt

men übel angebrachten Stolz auf eine alte Abkunft zu

en, der bei unserer Armut doppelt auffällig erscheinen

In dem haufälligen Nest, welches wir bewohnten und

die Ehre erwiesen, es mit dem hochtönenden Namen

Stammeschloßes zu belegen, hatten wir nicht selten mit

ungen und Bedrängnissen aller Art zu kämpfen. Ebenso

ließ uns unsere Jugend diese vergessen, wenn an den

Winterabenden, nach der kaum den Hunger stillenden

den Mahlzeit wir um den guten Vater am Kamin ver-

sahen. Hier erzählte er dann mit weitschweifiger Bered-

aus der Vergangenheit unsers Geschlechtes; ferner welch

atliche Figur er auf seiner einzigen Zuchtstute beim Heer-

gemacht habe oder von der einzigen Reise seines Lebens,

Landtage der Provinz, die ihm ein Drittel seines väter-

Ertheils kostete. Der Reize nach genossen ich und meine

an den Sonntagen das Vorrecht, mit dem altertümlichen

häng des Vaters umgürtet und den verrosteten Degen an

te, unter seiner Obhut in der Dorfkirche zu erscheinen.

Auszeichnung war der Lohn und mühsam errungene Preis

here Fortschritte bei einem Dorfschulmeister, dem einzigen,

in einem Umkreise von fünf Stunden von unserm Land-

fund. Unter solchen Verhältnissen aufgewachsen, trat ich

unzehn Jahren in ein Infanterieregiment. Mit zwanzig

noch immer im Range eines Kapitäns, ging ich auf den

meins Oheims in ein anderes Regiment, woselbst ich besser

kommen hoffte, und nach langen weiteren sechs Jahren

mir endlich eine Leutnantsstelle verliehen. Durch einen

lichen Unfall erlitt ich dann bei einer der jährlichen Übungen

schweren Beinbruch, der mich unfähig machte, weiter zu

Ich glaubte eine Versorgung beanspruchen zu dürfen und

mehrere meiner Kameraden ihren Abschied hatte benutzen

um am Hofe ein Gesuch um entsprechende Anstellung zu

weisen, beschloß auch ich, mein Glück daselbst zu versuchen

nich in Person vorzustellen.

Ich begab mich nach Versailles. Nach manchen vergeblichen

ten und viel verlorener Zeit fand ich mich eines Tages zum

weiß wievielfsten Male im Vorgemach des Ministers ein-

trahen des von den Audienznachsuchern mit Ungeduld

ten hohen Herrn verzögerte sich, und die meisten schritten

großen Zimmer auf und ab, oder standen in dichten Gruppen

em und eifrigem Gespräch. Mir erlaubte die Dürftigkeit

Geschied. Ich heiße du Cressant, und ich glaube Hoffnung zu
haben, Ihre Lage zu verbessern.

Mein Herr, antwortete ich vor Erstaunen und Überraschung,
wie komme ich dazu, womit verdiene ich, wollte ich sagen, so
viel Güte?"

Ich höre Geräusch in dem Kabinett des Ministers, fiel mir
der Fremde ins Wort. Die Audienz wird beginnen und es ist nun
nicht länger Zeit zu weiteren Erörterungen. Sind Sie nach
Paris zurückgekommen, so begeben Sie sich sofort in das Hotel
des Herzogs von Auxonne. Dann fragen Sie bei dem Schweizer
nach mir und nennen Ihrer Namen, und ich hoffe, Sie für das
lange, trostlose Warten schadlos halten zu können.

Mit diesen Worten grüßte er und war, bevor ich wußte, ob
der ganze Vorgang Traum oder Wirklichkeit gewesen, unter den
übrigen Anwesenden verschwunden.

Ich wurde bei dem Minister vorgelassen und vernahm ebenso
wie früher die kalten, gleichgültigen Worte: Ich werde sehen,
ich werde mir Ihre Angelegenheit vorlegen lassen! Diesmal
jedoch mit etwas weniger Empfindlichkeit als sonst.

Ich eilte nach meiner Herberge, mit nichts andern als dem
morgigen Besuche beschäftigt, und ich dankte dem Himmel in
meinem Herzen für die wunderbare Fügung, durch die jetzt ein
freundlicher Hoffnungsstrahl in meine trübe Zukunft fallen sollte.

Pünktlich fand ich mich am andern Tage am bezeichneten Orte
ein. Herr du Cressant empfing mich mit derselben Zuorkommen-
heit, die er mir gestern erwiesen hatte.

Nun, fragte er, nachdem ich zum Sitzen genötigt worden war,
was haben Sie bei dem Minister ausgerichtet?"

Achselzuckend wiederholte ich die Antwort, die ich seit Monaten
und Wochen erhalten hatte.

Beruhigen Sie sich, antwortete mein Gönner, der Minister
tut nur für diejenigen etwas, die Fürsprecher haben, die Sie
leider nicht besitzen. Desto energischer aber habe ich mich mit
Ihnen beschäftigt und es fragt sich, setzte er mit geheimnisvollem
Lächeln hinzu, wer nun imstande ist, das meiste für Sie zu tun.
Ich zog Erkundigungen über Sie ein und alles, was ich über
Ihre Abkunft und Ihre Person erfahren habe, dient nur dazu,
die Teilnahme zu erhöhen, die Sie mir eingeflößt haben. Emp-
fangen Sie hier zunächst eine kleine Entschädigung für Ihr langes,
vergebliches Warten. Sie verdanken sie dem Herzog von Auxonne,
dessen Geschäftsträger ich bin und dessen Teilnahme für Sie zu
erregen mir gelungen ist.

Mit diesen Worten reichte er mir ein Papier, das eine An-
weisung von hundert Louisdor auf eines der ersten Handlungs-
häuser der Hauptstadt enthielt. Diese erste Zuwendung versetzte
mich in wortloses Erstaunen. Aber Herr du Cressant schien meine
Dankesausbrüche nicht abwarten zu wollen.

Es ist dieses nicht alles, fiel er ein, als ich im Begriffe war
zu reden, was man für Sie zu tun beabsichtigt; Sie sind einer
der letzten Sprößlinge eines ehemals berühmten und edlen Hauses.
Auf meine Vorstellungen ist der Herzog entschlossen, demselben
wieder zu einem Teil seines Glanzes zu verhelfen, wenn Sie einen
Vorschlag annehmen wollen, den ich Ihnen zu unterbreiten be-
auftragt bin. Vom heutigen Tage ist Ihnen in diesem Falle eine
jährliche Rente von zwölftausend Livres zugesichert, wovon Sie
ganz nach Ihrer Neigung Gebrauch machen können.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmangriff.

Von Richard Esser.

(Nachdruck verboten.)

Alles ist wohl vorbereitet. Die deutsche Artillerie hat seit
Tagen die französische Stellung beschossen, sie muß jetzt
sturmreif sein. Hinter einem zerflossenen Dorfe, das fast nur
noch ein Trümmerhaufen ist, diesseits der Feuerlinie, halten
Munitionskolonnen und Trainsfahrzeuge. Sie stehen in Deckung
und fanden sich bereits in aller Frühe, als es noch völlig dunkel
war, hier ein. Der Gegner kann also nicht wissen, daß sie hier
halten, auch ein französisches Flugzeug hat heute noch nicht ver-
sucht, die deutsche Stellung zu überspringen, und so haben die
rastenden Kolonnen, die Munition und Schanzzeug geladen
haben, kein Granatsfeuer zu befürchten.

Sorglos stehen die Mannschaften umher; keiner denkt daran,
daß der beabsichtigte Sturmangriff mißglücken könnte und ihnen
dann vielleicht die Gefahr der Gefangennahme droht. Sie ver-
trauen alle auf die Schlagkraft der deutschen Bataillone und die
Tatkraft der Führer. Allein das endlose Warten wird langweilig.
Die Pferde werden unruhig, und die Leute sind bemüht, die
Zugtiere zu besänftigen. Dabei ist es kaltes, rauhes Regenwetter.
Wagen, Pferde und Menschen sind über und über mit Schlamm
beschnitten; es regnet und stürmt immer noch. Die Straßen,
fast unpassierbar wegen des Morastes und der vielen Vertiefungen,



Ein Flugzeug mit Bombenwerfer. (Mit Text.)

helm kehrt zu seinem Gespann zurück, die zwei Eskadronen
bei. In seiner Trainuniform kommt er sich plötzlich ganz
bescheiden vor. „Ach, wenn
er doch auch als Reiter
ins Feld ziehen könnte.“



Dieser und ähnliche Ge-
danken quälten ihn. Fast
beschämt glaubte der Vie-
dere, daß er als ehemali-
ger Kavallerist zurückgekehrt
sei, daß seine Kriegshilfe
nur untergeordnete Hand-
langerdienste seien. —

Fünf Minuten bis eins.
Die schwere deutsche Ar-
tillerie, die bisher ununter-
brochen den ganzen Mor-
gen Schnellfeuer gegeben
hat, verstummt plötzlich.
Nur die Feldbatterien öf-
fen noch Schüsse.

Eins. — In den Schüt-
zengräben wird's lebendig.
Wie ein Mann springen

Frauen sind in dieser schid-
salschweren Viertelstunde
Witwe, wieviel Kinder am
Niederrhein vaterlos gewor-
den? Viele, viele — —!

Und wie viele von der
Gegenseite! — Aber sie
haben gesiegt, die rheini-
schen Landwehrleute, ge-
siegt über Franzosen und
ihre schwarzen Helfer. Man-
cher von ihnen hat zwar
diesen Sieg mit seinem Herz-
blut, mit dem Glück seiner
Familie bezahlt — aber, er
ist errungen, erschoten. —

Der weißliche, kalkhaltige Schlamm färbt sich an vielen Stellen
rötlich, es ist Menschenblut — deutsches und französisches Blut,
beides rot. Dessenungeachtet dringen die deutschen Scharen
weiter, von einer Stellung zur andern, — immer weiter dringen
sie siegreich vor. Schon haben die deutschen Stürmer die fran-
zösische Artilleriestellung erreicht, schon sind die mörderischen Ge-
schütze zum Schweigen gebracht, die Kanoniere niedergebauten.

Da rücken neue gegnerische Scharen heran. Wild sind sie



Frau Dr. Lantisch-Durian,
der erste weibliche österr. Militärarzt. (Mit Text.)

Med Djemal,
Djemal Pascha. (Mit Text.)

kompanien, ganze
aus dataus hervor.
hacher Tod schlägt
zum Sturme Ent-
es rücken aus der nahen
einen Stellung ent-
Er sprüht verder-
vord aus Kanonen-
abente, aus Maschinen-
n, haben, aus Flintenläu-
ihrer Ziele der Verwege-
geheben nieder, blutende
Zufall werden gerissen,
ein und Reihen schließen
regimen schnell.

wurde schweigen auch drü-
Kanonen, und der
ist da, wo ein
auf Leben und Tod
hrte in soll. Blut, viel
Kart ist und wird ver-
htmen heißen, leiden-
en Männerstreit. —
l haben die Geschütze
sagen wie hüben wie-
en am neue ein. Die von
achten ihr mörderi-
ner auf die nach-
den Bataillone, die
beschießen die



Verwundetenverbandstelle Vignettes: Verwundete nach den Gefechten in der Woivre-Ebene. Photobur. Hoffmann.

anzuschauen in ihrer bunten, malerischen Tracht. Mit lautem Geschrei und glühenden Blicken wälzt sich die Masse von Zuaven und Turkos heran, kommen sie näher und näher. Werden unsere abgespannten Leute auch diesen Anprall noch erfolgreich abwehren können? — Und wie sich nun mit wuchtiger Gewalt die erbitterten frischen Massen auf die scheinbar erschöpften Landwehrmänner werfen, da wachsen denen neue Kräfte. Kolben, Bajonette, Piken und Äste räumen schrecklich auf, aber auf die Dauer sind sie doch dieser wilden Übermacht nicht gewachsen. Da stürmen die deutschen Reiterleute zu Fuß heran, sie bringen ihren Kameraden ungestüme Hilfe. — Sechs Uhr abends.

Der blutige, wilde Kampf hat sich ausgetobt, das Gewühl der Schlacht ist verstummt. Die Deutschen haben die dem Gegner entrissenen Stellungen behaupten können, trotzdem dieser immer wieder neue Versuche machte, sie zurückzuerobert. Wohl zehn solcher Angriffe der verzweifeln Franzosen sind hintereinander abgeschlagen worden, unter schweren Opfern auf beiden Seiten. Das Material zum Bauen von Verschanzungen und Verhaufen, das die Trainkolonne mitgeführt, wird jetzt bei hereingebrochener Dunkelheit in die eroberten Stellungen gebracht. Diese, die schwer durch das Artilleriefeuer der letzten Tage gelitten haben, sollen wieder in regelrechten Verteidigungszustand gesetzt werden. Nach Möglichkeit wird die größte Vorsicht und Ruhe dabei beobachtet, denn den wachsam Franzosen ist nicht zu trauen, und ihre Artillerie schießt nicht schlecht.

Wilhelm steht bei seinen abgetriebenen Gäulen, sein Fahrzeug ist bereits entladen und nun heißt es warten, bis alle fertig sind. Ganz seltsam ist ihm ums Herz. Der Tag und die heutigen Erlebnisse waren doch gar zu schrecklich. „Ob sie wohl noch alle leben, die Bekannten und Freunde?“ denkt er bei sich. Und wie er noch darüber nachgrübelt und von Mitleid und Schmerz in tiefster Seele erfaßt wird, vernimmt er ein leises Stöhnen, ein schmerzhaftes Wimmern. Es muß ganz in der Nähe sein, und so leuchtet er mit seiner elektrischen Taschenlampe das Feld rund um sich her ab. Da ist's ihm, als ob sich drüben der schlammige Boden bewegte. In Riesenschritten eilt er auf die Stelle zu. Das Bedürfnis, zu retten, zu trösten, erfaßt ihn. Da hat er auch schon die blutige Hand ergriffen, die sich aus dem Schlamm ihm hilfesuchend entgegenstreckt.

„Wilhelm, du?“ flüstert eine röchelnde Stimme.

Der Schein der Taschenlampe blitzt auf und leuchtet gespenstisch in das totenbleiche, beschmutzte Gesicht des Kürassierwachtmeisters Karl Ramroth.

„Du — du — Karl?“ Zitternd kommt es ängstlich fragend über Wilhelms Lippen, „du hast hier mitgekämpft, zu Fuß gestritten?“

„Ja, — zu Fuß, Wilhelm, — und doch fand ich beinahe den ehrlichen Reiterdod. Es ging Mann gegen Mann, Auge um Auge nach redlicher Reiterart, — wenn auch zu Fuß. Nicht gegen unsichtbare Gegner und mörderische Maschinen wurde gekämpft, wie das in diesem schrecklichen Kriege Brauch geworden ist. Nein, wir haben gekämpft — es galt noch der Mann.“

„Sei ruhig, lieber Karl, du regst dich auf. Alles habe ich gesehen — alles! O, es war schrecklich! Feldgrau und Rot, alles ein Anäuel.“ — Nacht. —

Sanitätsmannschaften suchen die Walfstatt ab. In der Kirche des zerstörten Dorfes liegen lange Reihen Toter. Sie haben Zeit, ihnen hilft nichts mehr. Die Sterbenden und Verwundeten werden zum Feldlazarett geschafft, darunter befindet sich auch Karl Ramroth.

Am frisch angelegten Soldatenfriedhofe, wo täglich Beerdigungen in letzter Zeit stattfanden, zieht die Trainkolonne geheimnisvoll vorbei. Kein Licht, keine Laterne ist angezündet — Licht wäre ein Verrat an sich selbst und bald würden französische Granaten kommen. Der Trainleute Pflicht ist hier getan, die Wagen sind leer. Doch eine neue Aufgabe harret ihrer, denn es gilt neues Material von der nächsten Eisenbahnstation an die Front zu schaffen. Also zurück. —

Am Mittag des folgenden Tages wird die Kolonne wohl wieder zurück sein. Wilhelm wünscht dies, obschon er weiß, daß unter diesen Umständen die ganze Nacht durchgefahren werden muß. Aber was liegt daran, das erstemal wäre es ja nicht, wo dies geschähe. Er hat in Erfahrung gebracht, daß morgen nachmittag die Toten beerdigt werden und gar zu gern möchte er dabei sein, schon aus dem einen Grunde, weil er dann die Toten in Augenschein nehmen kann; vielleicht ist doch ein Bekannter darunter.

Der stillgenährte Wunsch Wilhelms geht in Erfüllung. — Bahre auf Bahre trägt man herbei, gliedert sie in langen, traurigen Reihen. Frische Gräber sind aufgeworfen, an Platz wurde nicht gespart. Soldaten mit beschmutzten Uniformen, harten Zügen und struppigen Bärten, stehen stumm, sinnend herum, teilnahmsvoll hängt ihr Blick an den toten Brüdern. Auch Wilhelm befindet sich unter den Trauernden. Er steht an der mit Blut

besudelten Bahre seines Freundes — Karl Ramroth ist nachts seiner schweren Verwundung erlegen.

Nun kommt der Feldgeistliche. In Uniform hält er die Leichenrede; die Worte paden. Manch Kriegerauge wird doch alles geht schnell. Die anwesende Infanteriekapelle ertönen vaterländische Weisen, die umstehenden Offiziere undschaften singen mit. Und dann knattern die üblichen drei salven über das Feld — die Beerdigung ist vorüber. Man sieht sie mit fremder Erde bedecken, die nie ihre Heimat sehen werden. Schlicht und einfach war die Feier. Einen zweig legt Wilhelm aufs Grab seines Kameraden. Wilhelm nichts für Karl tun. Dann tritt er tiefbewegt ab, indem einen letzten Freundesblick auf die Stelle wirft, wo die Stelle, die das Tannenreis und ein schlichtes Holz mit dem Kürassierhelm schmückt.

Noch eins bleibt für ihn zu tun übrig: er hat sich von der Frau seines Kameraden die letzten Worte ihres Mannes übermitteln. Schwer wird's ihm allerdings werden — ist Freundespflicht. Ein paar verweinte Augen mehr ernst, blutigen Zeit, in welcher ganze Tränenströme ein deutsches Frauenherz mehr, das bricht. Die Zahl der schon so unermeßlich groß. — — —

Bei den Gefangenen in Wünsdorf

Wer kennt Wünsdorf? Die wenigsten werden bei der Existenz dieses Ortes etwas gewußt haben; doch kaum der Berliner — er müßte denn irgendwie in die Armee zu tun haben —, und doch ist dieser Platz, der so interessant so viel bietet, in einer Stunde von Berlin Jossener Vorortbahn zu erreichen.

Schon die Einfahrt in das große Lager gewährt einen aus interessanten und malerischen Blick. Da zieht sich am Körper ein hoher Stacheldrahtzaun entlang, auf dem in flüchtiger Bunttheit und Ungeuerlichkeit die allerintimsten Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt sind; sie gehören Kriegsgefangenen, von denen hier an die zwanzigtausend gebracht sind. Ein gar buntes und sehr wechselreiches Bild sich dem Auge des Beschauers, wenn er vom Bahnwagen aus Blick über den weiten Platz schweifen läßt. Wasserdrainage von einer Riesensänge, auch stabile Baracken bieten guten gegen Kälte und Wetter, zwischen ihnen aber haben Hände der gefangenen Pioniere zahllose Erdhöhlen ausgegraben, die sie mit Stroh und Tannengrün wohnlich zu machen und nun das Leben der Kriegsgefangenen ab.

Vorherrschend ist die rote Hohe der Franzosen; an Truppengattungen und in allen Chargen ist er hier zu sehen, aber auch Belgier sind reich genug vertreten; zwischendurch man auch Russen in schmutzigem Feldgrau gleichgültig stumpfsinnig dahinschlendern; auch die Plünderer der Turkos wird sichtbar, und sogar die malerische Zunder und der, ach, so schmutzigen Beduinen taucht auf. Von einem Volk aber sieht man auch nicht einen Mann: die Herren Engländer, sie halten sich den Blicken furcher streng verborgen, sie bleiben stolz im Bereich ihrer haufungen; wie sie sich denn auch von ihren Bundesgenossen nach Möglichkeit fern zu halten suchen.

Im allgemeinen aber spielt sich das Lagerleben dieser neuen ruhig und gleichmäßig ab, und man hat das Gefühl, alle diese Leute froh, mit gefunden Gliedern dem Kriege entzogen zu sein und hier in aller Seelenruhe, bei ebenförmiger Behandlung, die friedliche Lösung der Ereignisse abzuwarten.

Am interessantesten gestalten sich wohl die Dinge an den schäftsbaracken. Welch buntes Bild eines regelrechten Lagerlebens. Da wird das Mittagmahl des kommenden Tages vorbereitet. Hundert rührige Hände schälen Kartoffeln, andere den den frischen, leuchtenden Weißkohl, wieder andere putzen großer Geschicklichkeit Kohlrüben. Meist sind es die flinken intelligenten Franzosen, die hier verwendet werden, und lebigen sich ihrer Aufgabe so rund und gut, als hätten sie tag nichts anderes getan; zwischendurch finden sie sogar den Zuschauern am Drahtzaun lustig zuzunicken; ein paar junge, wirklich frisch aussehende Pariser riesen einigen staunt zusehenden jungen Mädchen einige recht galante schmeichelhafte Worte zu, was ihnen allerdings sofort eine glatte Rüge des wachhabenden Landsturmmannes eintrifft.

Mit Interesse nahm ich wahr, daß, so schwer es den werden mag, schon vereinzelt deutsch gesprochen wird, und spärhaft klang es, wenn einer der Franzosen bei der Aussprache von „Kohlrüben“ und „Weißkohl“ natürlich den Ton auf die Silbe des Wortes legte. — Auch die Handwerker unter

finden genug Beschäftigung, natürlich gegen entsprechende Vergütung; so sah ich einen französischen Tischler, der eben die Arbeit daran legte, ein Schilderhaus herzustellen. Ein paar ganz gewitzte Rothosen aber haben sogar eine „Trinkhalle“ errichtet, allerdings gibt es nur Kaffee, auch Schokolade, und zwar ist man bestrebt, den Kaffee-Getränke zum Selbstkostenpreis zu liefern; der Becher kostet nur fünf Centimes. Man glaube nun aber nicht zur Herstellung dieser Sachen etwa großartige Vorrichtungen getroffen sind, nein, auf freiem Felde, unter zusammengekauften Steinen und bei offenem Feuerchen werden die Getränke großer Mühe hergestellt, nur eben, um dem ewigen Rhythmus des Lebens einige Abwechslung zu geben. Die Sonne zu sinken begann, machte ich mich auf den Weg, von dem Heerlager in Jossen noch etwas sehen zu können. Wegs im Walde traf ich wieder einen Trupp arbeitender Leute; es waren Leute vom 129. Linienregiment, die unter Aufsicht unserer würdigen Landwirtsleute kleines Holz sammelten und es in Bündeln nach dem Jossener Lager hinein- und auch hier wieder machte ich die Erfahrung, daß diese meist jüngeren Leute ruhig ihrem Schicksal zufrieden schienen; ja, von ihnen, mit frischen, lebensfrohen Mienen, belächelten mich so lustig und zutraulich an, als sie sogleich eine heitere Zwiesprache mit mir anknüpften, nur das ernste Gesicht des Wächters hielt sie wohl davon ab.

Ich kam ich denn in das umfangreiche Lager von Jossen. Auch hier sind, abseits vom Treiben des Lagers, zirka sechstausend Franzosen untergebracht, nicht aber, wie drüben in Wärsdorf, im Lager, sondern hier sind sie im sogenannten „Kornfeld“, als sie sich hier nur innerhalb des von den Franzosen geschaffenen Platzes bewegen können; da haben sie hier auch nicht die vielen Blide, die der Besucher zu fürchten, weil der Zutritt nur in beschränktem Maße erlaubt wird. Auch hier macht sich — abgesehen von

den allzu nervösen Franzosen — allenthalben Ruhe, ja sogar gewisse Behaglichkeit geltend. Hat man doch hier schon eine gewöhnliche aus den Kreisen der Gefangenen eine regelmäßige Einrichtung gegründet; natürlich erscheint sie nur „nach Bedarf“ und ebenso natürlich nicht gedruckt, sondern auf „heftigem“ Wege vervielfacht; aber sie bietet ihren Lesern für ein wenig des Interessanten genug und ist im besten Französisch geschrieben. „Das Echo von Jossen“ nennt sich dies Blatt, es beweist, daß der Herr Zensor — der Kommandant des Lagers — ein Mann von Geist und Humor ist. Freude habe ich dann bei dem Rundgang festgestellt, daß diese Herren Gefangenen einen recht ansehnlichen Fortschritt entwickeln müssen, wofür die Berge von Weißkohl und die lange Reihe der hohen Kartoffelmieten ein bestes Zeugnis ablegen.

Meinem Erstaunen fand ich hier auch eine größere Anzahl Gefangener aus Frankreich und Belgien; es sind fast sämtlich junge Männer, die gerade in dem Augenblick gefangen wurden, als man sie „drüben“ in Uniform sitzen wollte; man ihnen sollten sich als Frantkireurs betätigt haben, aber die leichteste Untersuchung konnte sie der Teilnahme an den Kämpfen nicht überführen, und so kamen sie mit dem Leben davon, wurden aber, da sie doch hinreichend verdächtig waren, nicht wegen hier mit festgenommen, was auch durchaus nicht erscheint, wenn man sich die zum Teil recht verblüfften Gesichter dieser Leute ein wenig genauer ansieht. Ich meine Augen dann an den vielen Tausenden der Rothosen, die ich müde gesehen hatten, war es mir wie eine ganz große Wohltat, daß ich nun auf der anderen Seite des Lagers einen Blick auf den Exerzierplatz tun konnte, wo die Gefangenen in ihren schlichten, ersten Uniformen stramm und geistig ihre Übungen machten; es sind prachtvolle Geister, voll Kern und Kraft, und aus den jugendlichen Augen sprach so viel Lebensfreude und Enthusiasmus, daß man glauben durfte: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein!“

Billige Nahrungsmittel.

Von Gustav Heit.

(Nachdruck verboten.)

Die Wanderer und die Jugend können zur Verminderung der Haushaltungskosten, bei der Volksernährung im Kriege, auch weiterhin tätig sein. Zumal sind es die Wanderer

und diejenigen, die viel hinausgehen in die freie Natur. Die sich schon Kenntnisse unserer wildwachsenden Pflanzentwelt erworben haben, können diese schon praktisch verwenden, und wer darin noch zurück ist, wird diese schöne heimische Flora bei solcher Tätigkeit schon schneller kennen lernen. Denn es handelt sich hier darum, wildwachsende Pflanzen zu sammeln und mit heim zu tragen, die in der Küche so gute Verwendung finden können. Wie sehr dadurch die Spaziergänge und Wanderungen ins Freie an Interesse und Wert gewinnen, das wird die Jugend schon recht bald selbst herausfinden und — sparen lernen.

Darum frisch hinaus! Und schaut euch mal die Wiesen etwas genauer an. Den Löwenzahn, *Taraxacum officinale*, im Volksmunde vielfach Kettenblume genannt, weil die kleinen Kinder aus den hohlen Stengeln Ketten zu verfertigen wissen, beachten wir zuerst. Seine Blätter, gebleicht, geben einen gesunden, feinschmeckenden Salat, den wir nicht nur hin und wieder auf dem Markte, sondern auch schon in den Delikatessengeschäften sehen. Häufig ist die Pflanze unter einem Maulwurfshügel versteckt, und da sind die Blätter hübsch goldgelb gebleicht. Sie sind leicht und sauber aus ihrer Dunkelheit herauszunehmen und wandern rasch in den Kuchentopf. Es stehen aber noch so viele Pflanzen umher, die gebleicht werden können. Sie werden entweder mit Erde bedeckt oder noch besser mit flachen Steinen oder Scherben. Bei einem der nächsten Spaziergänge sind sie zum Schneiden fertig, und wieder gibt's einen herbschmeckenden, gesunden Salat.

Nun gibt es an einigen Stellen in Gräben mit klarem Wasser einen Edelsalat, den zu entdecken sich schon ein wenig oder gar viel Aufmerksamkeit lohnt. Es ist die aus der Blumenstadt Erfurt her bekannte Brunnenkresse, *Nasturtium officinale*. Wenn es sonst noch nichts Grünes im Garten und draußen zu ernten gibt, dann ist die so aromatisch fein schmeckende und gesundheitlich so wertvolle Brunnenkresse bereit, unsern sich nach frischem Grün sehnenden Magen zu erquicken. — Einen dritten Salat liefert der Frühling. Die jungen Triebe des auch bei uns in den Wäldern vorkom-

menden, oft auch in den Sträuchern, an den Gräben und Hängen wuchernden wilden Hopfens, *Humulus lupulus*, sind es, die einen feinen Salat abgeben. Diese Triebe werden abgekocht und dann wie jeder andere Salat zubereitet; als Beilage ausgezeichnet.

Man kann auch ohne Gartenbeet Kornsalat, Rapunzel, Feldsalat, Mauesohr ernten. Der Name sagt es schon, daß der Salat auf dem Felde, besonders im frühen Frühjahr, auf den jungen Kornfeldern wächst. Da läßt er sich, wenn man mit Vorsicht und Erlaubnis des Ackerbesizers auf den Feldern sucht, recht gut austechen, denn dort gilt er nur als Unkraut. Früher wurde er vielfach von Frauen gesucht und in der Küche gebraucht oder zum Markt gebracht. Durch die wirksamere Ackerkultur kommen Unkräuter aber heute nicht mehr so reichhaltig vor wie früher, es sei denn, daß ein Acker ungepflegt ist.

Ein hochfeines Edelkräutlein kommt jetzt an die Reihe. Wie köstlich mutet uns schon sein Name an: der Waldmeister, *Asperula odorata*. Am liebsten wächst er in Buchenwäldern und verrät seinen Standort oft schon durch den feinen Duft, den er ausstrahlt. Beim Waldmeister denkt man nun zunächst an den Maitrank, die köstliche Maibowle. Unser Thema berührt aber solche überflüssigen Köstlichkeiten nicht, und dennoch soll auch der Waldmeister der Sparbarkeit dienen. Es läßt sich nämlich aus seinen frisch gepflückten und getrockneten Zweiglein ein gar edler und aromatisch duftender und schmeckender Tee bereiten, der die weniger gesundheitlich nützenden chinesischen Tees überflüssig macht. Und der Waldmeistertee ist köstlich wie ein Maitrank.

Der Waldmeister kommt bei uns wildwachsend nicht zu häufig vor. Schon die Nachstellungen nach dem lieben Pflänzlein tragen nicht zu seiner Verbreitung bei. Aber wer einen Garten hat, schon ein kleines Stücklein, der kann ihn dort recht leicht ziehen, er lohnt das Stücklein Erde, das ihm zugewiesen wird.

Dabei denken wir auch an den Pflanzen- und Naturschutz, der bei diesem Freiern ausgebaut werden kann. Da muß besonders mit den nicht häufig vorkommenden Pflanzen behutsam umgegangen werden. Denken wir z. B. an den Waldmeister, der durch das Raubpflücken, durch das Ausreißen der Stengel samt den Wurzeln, an manchen Stellen schon ganz ausgerottet ist. Werden die duftenden Zweiglein behutsam abgeschnitten, und werden der Pflanze noch genug derselben belassen, so schaden wir ihr nicht. Ja, man kann sogar für ihre Weiterverbreitung durch Ausfaat oder Verpflanzen sorgen, zum Nutzen der Pflanze und des eigenen.

Und nun wenden wir uns einer allgemein verachteten Pflanze



General v. Pflanzer-Baltin,
der Führer der österreichisch-ungarischen
Armeegruppe, die die Bukovina befreite.
Phot. Frankl.

zu und lernen ihre, recht guten Eigenschaften kennen. Die Brennnessel, *Urtica dioica*, kann sogar zur Volksernährung beitragen. Im April, bei früher Frühlingswitterung sogar schon im März, können die jungen Triebe dieser Pflanze geschnitten werden (mit behandschuhten Händen). Sie geben, fein gewiegt und wie Spinat zubereitet, ein nicht nur sehr wohlschmeckendes, sondern auch ein gesundheitlich wertvolles Gemüse, denn es wirkt blutreinigend, besonders auch reinigt es Lunge, Brust und den Magen. Wenn wir bedenken, wie häufig die Brennnessel an manchen Orten, z. B. in Wäldern und an Ödstellen vorkommt, wieviel Nutzen sie besonders in der gemütsarmen Zeit im Frühling bei der Volksernährung stiften kann, dann sollte man doch dafür Sorge tragen, daß die Nukleuswendung der Brennnessel in den weitesten Volksschichten bekannt wird. Mancher wird wohl sich vor dem „Brennen“, das beim Berühren der Blätter sich empfindlich zeigt, scheuen. Pflückt man die jungen Triebe aber mit geschützter Hand, werden diese vor dem Zubereiten, nachdem sie in kaltem Wasser gewaschen wurden, mit einem Guß heißen Wassers überbrüht, dann ist die Kraft der Brennhaare sofort vernichtet.

Zu dem Salat und dem Gemüse, das die Natur uns freigiebig bietet, gesellen sich noch die Pflanzen zu einer köstlichen und gesunden Frühlingsuppe. Es sind zunächst die Blätter und Triebe der vorgenannten Kräuter. Dann kommt noch die Schafgarbe, *Achillea millefolium*, die Blättchen des bitteren Schaumkrautes, *Cardamine amara*, das wie die Brunnenkresse im Wasser wächst und oft mit dieser verwechselt wird; außerdem kommen auch sonst noch Blätter, der Frühlingsgemüse und -salate des Gartens hinzu, wenn es etwa an dem einen oder andern der wildwachsenden Kräuter mangeln sollte. Wir sehen also, von März oder April ab braucht keiner ohne ein wenig Pflanzenschätze für Mutters Küche von seinen Wanderungen heim zu kommen, und dieses Suchen nach solchen Schätzen macht den Aufenthalt in der freien Natur nur noch köstlicher.

Mit dem Suchen nach Frühlingskräutern ist die schöne Tätigkeit des Sammelns aber noch nicht abgeschlossen. Der Sommer und Herbst bringen der Schätze noch mehr.

Da sind zunächst Blätter, die zur Teebereitung anstatt Kaffee dienlich sind, also dieses teure und gesundheitlich nicht einwandfreie Genußmittel aufs beste ersetzen. Junge Brombeerblätter, Waldmeister, Brunnenkresse tun hier guten Dienst. Man wird sie zu schätzen wissen, wenn man nur einmal den Versuch damit gemacht hat. Es werden ja Suppen anstatt Morgentasse empfohlen. Das ist vielleicht unserer Jugend nicht nach Geschmack, darum sammeln sie selbst, was den Kaffee ersetzt. Wie bekommt da auf einmal die Pflanzenwelt draußen ein anderes Gesicht. — Dann kommen all die Kräuter in Betracht, die als Heilmittel gelten, alte Hausmittel, denen man sich heute wieder mit Erfolg zugewendet hat. Und darin ist unsere engere Heimat gewiß nicht arm. Manche Grippen ist durch das Sammeln von verschiedenen Heilkräutern zu machen, und sollten solche Vorräte in keinem Hause fehlen.

Unsere Bilder

Ein Flugzeug mit Bombenwerfer. Die Geschosse sind unterhalb des Flugapparates angebracht und eine mechanische Vorrichtung bringt sie im gegebenen Moment zum Herabfallen.

Der Sohn des Oberkommandanten der türkischen Armee gegen Ägypten als Schüler in Berlin. Ahmed Djemal, Sohn des Djemal Pascha, des Oberkommandanten der türkischen Armee, die gegen Ägypten kämpfen soll, erhält seine Ausbildung in Deutschland. Der intelligente 15jährige Schüler besucht zurzeit das Hohenzollern-Reform-Gymnasium in Schöneberg.

Der erste weibliche Militärarzt in Österreich. Nach dem Beispiel Deutschlands, das bereits vor längerer Zeit eine Dame als Militärärztin angestellt hat, hat jetzt auch die österreichisch-ungarische Militärverwaltung eine Dame, Frau Dr. Lankeš-Burian, als Militärärztin verpflichtet. Die Dame ist in dem Militärlazarett des Rudolfinums in Prag tätig.

Allerlei

Jagdpech. A.: „Wie war es denn heute auf der Jagd, Herr Huber, haben Sie viele Hasen geschossen?“ — B.: „Geschossen genug, aber die Lüders sind nach jedem Schusse aus Furcht davongelaufen.“

Nach Gewicht. „Sie fahren wohl mit Ihrer ganzen Familie nach Marienbad?“ — „Ja, vierhundert Kilo sitzen noch im Nebencoupe.“
Erstannliche Leistungen von Sanitätshunden. Während der Schlacht in Masuren hat eine Schäferhündin an einem einzigen Tage verwundete Soldaten unter der Schneedecke gefunden, die sonst das Leben gekommen wären. — Unerreicht dürfte das die Leistung durch eine russische Kugel getöteten Dobermannhündin „Gilda“, einer einzigen Schlacht mehr als 100 Verwundete in dem zerklüfteten Gelände auffand und vom sicheren Tode rettete. — Manche Hundeführer mit ihren Kriegshunden auch glänzende Erfolge erzielt bei der Ermachung von Schlachtfeldhyänen oder von verstellten geflüchteten

Gemeinnütziges

Kirscheispeise. Saure Kirschen werden mit Zucker und ganz Wasser weich gelocht. Die Kirschen werden mit einem Schaumlöffel der Brühe genommen und die Brühe mit wenig Kartoffelmehl verdickt. Statt des Mehles kann man auch Gelatine nehmen. Auf das halbe Liter Saft rechnet man ein Blatt rote Gelatine.

Wo sich Wildtriebe und Wurzelstöcke an Obstbäumen zeigen, da müssen diese bald entfernt werden. Wartet man mit dem Beseitigen bis zum Herbst oder Jahr, so entziehen die Triebe dem Baum viel Nahrung, welche besser der Früchten zuteil geworden wäre, entstehen auch durch das Beseitigen größere Wunden.

Das Schröpfen ist bei jungen Kindern angebracht, wenn sie an Gummifluss und dieser durch übermäßige Nahrung hervorgerufen wurde. Durch die Schröpfen verschafft man übermäßig andrängende einen Ausweg und der hier austretende Schweiß wird zur Verheilung der durch das Fieber entstandenen Wunden passend verwendet.

Das Abfallen der jungen Früchte bei Obstbäumen hat seinen Grund immer darin, daß es dem betreffenden an Wasser fehlt; er ist nicht imstande, die sich entwickelnden Früchte in genügendem Wasser zu versorgen, deren Stielen dessen austrocknen und abfallen. In Böden sind namentlich Birnen dieser ausgesetzt und es empfiehlt sich daher trockener Witterung mit Wasser nachzutrocknen.

Als guter Bodenbelag für Geflügel hat sich in Sand verlegtes Ziegelpflaster

Die Fugen werden mit Zement ausgegossen. Gegen Untervühlung Mäuse sichert man sich durch eine Glascherbenunterbettung.

Ein vorteilhafter Dünger für den Weinboden ist der Abfall der Wollfabrikation. Es ist viel Stickstoff darin. Da er sich nur langsam hält seine Wirkung lange vor. Soll der Stickstoff im Wollabfall wirken, so übergießt man den Abfall mit verdünnter Schwefelsäure, die ganze aufgelöste Masse mit Thomasmehl und bringt sie in den Boden.

Rätsel.

Such' im Gesicht das Rätselwort,
Nimmst du den Kopf ihm doppelt fort,
So wird's die Krankheit heben,
Wenn's dir der Arzt gegeben.

Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Mit H suchst du es gerne auf,
Nach Westen geht mit M kein Lauf.
Dast du ein R vorangestellt,
Dann findest du es auf dem Feld.
Und wird es mit dem N genannt,
Dann war es Stadt im Morgenland.

Julius Fald.

Schachlösungen:

Nr. 130. 1) L f 8—h 6 etc.

Nr. 131. 1) D a 8—a 1 etc.

Wichtige Lösungen:

Nr. 118. Von H. Schröder in Kirchen-

lamie.

Nr. 120 u. 121. Von G. E. Rittmayer

in Forchheim.

Nr. 122. Von E. Mann in Ronkling.

Nr. 128. Von K. Gannold in Witten-

berg a. M.

Problem Nr. 132.

Von S. Rübemann.
(Münchener Neueste Nachrichten
Schwarz.)



A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schach: Nacht, Licht, Nachtsicht. — Des Homonymus: Kreuz (Stem) — Des Bilderrätsels: Viel Tropfen geben erst das Meer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.